



Abend:

Zeitung.

112.

Freitag, am 10. Mai 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Winkler (Th. Hrn.)

Widersprüche.

Du lächeltest bei unserm Scheiden,
Ich sah Dich unbefangen geh'n,
Von Dir getrennt seyn, ist nicht Leiden
Und doch möcht' ich Dich wiederseh'n.

Ich weiß, Du hast mir nichts zu sagen,
Was Dich bewegt ist nicht für mich;
Ich wüßte Dich um nichts zu fragen
Und dennoch möcht' ich hören Dich.

Ich zitt're nicht wenn ich Dich sehe,
Ich fühle weder Lust und Pein.
Mein Herz ist still in Deiner Nähe
Und dennoch möcht' ich bei Dir seyn.
Thekla.

Die Reise einer Königin.

(Fortsetzung.)

Die Magistratsperson, welche, während sie sprach, nicht aufgehört hatte, das Gepäck der Reisenden zu durchwühlen, streckte nämlich beide Arme triumphirend empor; die eine Hand hielt eine Krone, die andere einen goldnen Scepter.

— Es bleibt nun kein Zweifel übrig, ich weiß was Sie sind.

— So sagen Sie mir es doch.

— Marie Antoinette von Oesterreich.

— Die Königin?

— Ja, Madame, Sie wollten in die Schweiz auswandern, aber ich war davon unterrichtet.

— In der That? Sie wußten, daß die Königin Marie Antoinette auf ihrer Flucht diesen Ort passiren sollte?

— Allerdings; man war Ihrem Plane in Paris auf der Spur, man hatte mich mit sehr bestimmten Nachrichten versehen, und Sie werden sich überzeugen, daß meiner Wachsamkeit nichts entgangen ist. Sie dachten wohl, es wäre so leicht, uns zu entweichen? ja, wenn ich nicht so aufgepaßt hätte. Doch ich muß meine Pflicht bis zuletzt erfüllen; im Namen des Gesetzes, Madame, verhafte ich Sie!

— Ohne alle Beweise?

— Reichen die nicht aus, die ich in Händen habe?

— Ich ersuche Sie noch einmal, meinen Paß zu untersuchen.

— Lassen wir das; ein untergeschobener Paß, wie der Name von Pryné.

— Also nichts kann Ihre Ueberzeugung wankend machen?

— Nun nichts mehr.

— Dann, mein Herr, bleibt mir nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen.

Susanne hatte mehr als einmal den Versuch gemacht, sich in diese Unterredung zu mischen, aber ein gebieterisches Zeichen ihrer Herrin legte ihr Stillschweigen auf.

Die Königin und ihre Dienerin wurden in das schönste Zimmer des silbernen Löwen einquartiert, und zwei Schildwachen vor die Thüre gestellt. Man ließ

Appel schlagen, berief alle im Orte wohnenden Personen von Einfluß zusammen, die Nationalgarde griff zu den Waffen, und die städtischen Behörden versammelten sich zu einer Sitzung im großen Saale des Gasthofs. Sobald die Notabilitäten von Tougne sich insgesammt eingestellt hatten, berieth man sich über die in einer so wichtigen politischen Angelegenheit zu ergreifenden Maaßregeln. Ein wüthender Demagoge, das Haupt der exaltirten Partei, nahm zuerst das Wort, und hielt folgende Rede:

B ü r g e r !

Wir haben einen trefflichen Fang gemacht; aber es reicht, wie ein berühmter Feldherr der Vorzeit sagte, nicht hin, zu siegen, man muß auch verstehen, den Sieg zu benutzen. In wenig Tagen werden die Blicke von ganz Frankreich auf uns gerichtet seyn, denn von nun an ist Tougne unter die Zahl der berühmten Städte zu rechnen, deren Name der Geschichte angehört. Versetzen wir uns demnach auf die Höhe unserer neuen Stellung, laffet uns den Beifall der Nation verdienen, welche ihre Aufmerksamkeit bald auf uns lenken wird. Möge die Weisheit des Cato und der Patriotismus des Brutus uns begeistern; möge der Entschluß, den wir fassen, der Vergleichung mit den erhabenen Richtersprüchen des griechischen Areopags und des römischen Senats gewürdigt werden! — Mein Vorschlag besteht darin: Aus den Patrioten von Tougne wird ein heiliges Bataillon gebildet; wir nehmen Marien Antoinetten von Oesterreich in unsere Mitte, und führen sie vor die Schranken der Nationalversammlung. Jeder von uns trage eins von den Zeichen des Königthums, die auf ihrer Flucht in unsere Hände gerathen sind: den Scepter, die Krone, den königlichen Mantel, und all' den goldnen Glitterstaat, dessen Anblick unsere republikanischen Gesinnungen beleidigt. Wir werden diese reiche Beute auf dem Altar des Vaterlandes opfern, und nach Empfangnahme der Glückwünsche unserer Brüder und der Dankfagungen der Freiheit, mit Ruhm bedeckt zu unserm Heerde zurückkehren. Damit aber für die Nation kein Aufwand entstehe, so stelle ich den Antrag, daß die dreißigtausend Livres, welche man bei der Flüchtigen gefunden hat, zu den Kosten unserer Reise verwendet werden.

Diese Rede brachte zwar einen großen Eindruck hervor, demungeachtet stimmten die Gemäßigten, durch welche gewöhnlich die schönsten Tiraden verloren gehen, für eine andere Meinung. Im Verlauf der Sitzung wurde auch durch Stimmenmehrheit beschlossen, daß man vor Allem die Befehle der Nationalversammlung einholen müsse.

Während dieser Verhandlungen kam der Chevalier Des Maillettes, dessen Pferd mehrere Male gestürzt war, ganz durchnäßt, mit Roth bedeckt, ermattet und wie zerschlagen in dem Gasthose zum silbernen Löwen an. Seine erste Frage war, ob man nicht zwei Damen in einem gelben Reisewagen habe vorbeifahren sehen, allein kaum hatte er diese Frage gethan, als ihn der Wirth bei dem Kragen packte, und ihn vor den Bürger-Ausschuß führte, wo auch der Präsident ihn sofort in's Verhör zog.

— Wer seyd Ihr? wie nennt Ihr Euch?

— Isidor Des Maillettes.

— Welche Eigenschaft bekleidet Ihr bei den Personen, nach welchen Ihr Euch bei Eurem Eintreten erkundigt habt?

— Ich kenne sie gar nicht.

— Ihr kennt sie nicht, und reitet hinter ihnen Courier? Ihr kennt sie nicht, und sucht sie auf? Entschuldigt Euch besser; es liegen schon bestimmte Geständnisse vor.

— Ich begreife nicht, was Ihr damit meint.

— Es unterliegt keinem Zweifel, schrie das Haupt der Jacobiner von Tougne, dieser Mensch verbirgt uns seinen wahren Namen und seinen Stand. Jedenfalls ist es irgend ein großer Herr von Versailles, der Prinz von Lamballe, ein Herr von Polignac, ja vielleicht gar der Graf von Artois, in verrätherischer Absicht nach Frankreich zurückgekehrt. Untersucht ihn!

Man fand bei dem Chevalier vier Louis'd'ors, eine Uhr, und einen zierlich zusammengebrochenen und gestiegelten, jedoch mit der Adresse nicht versehenen Liebesbrief. Dieser Brief wurde der Gegenstand einer möglichst genauen Prüfung; man forschte nach dem politischen und geheimnißvollen Sinn der galanten Phrasen, die er enthielt; es war aber verlorene Mühe, denn die Behörden von Tougne hatten nicht die mindeste Kenntniß von der Kunst, Schriften zu entziffern.

— Wir wollen, sagte der Präsident, dieses Billet an die Nationalversammlung einsenden, welche wohl glücklicher seyn wird, als wir, und den Schlüssel zu diesen zärtlichen Hieroglyphen schon finden wird. Denn der sogenannte Herr Des Maillettes wird doch nicht läugnen, daß es ein Schreiben ist, welches er der Königin einhändigen soll.

— Welcher Königin?

— Unnütze Verstellung; wir haben hier so eben Marien Antoinetten von Oesterreich verhaftet.

— Verhaftet? — Hier? — Die Königin Marie Antoinette?

— So ist's. Ihr seht nun, daß Ihr nicht mehr ausweichen könnt, und daß Ihr Euer Bestes befördert, wenn Ihr uns nichts verschweigt. Was habt Ihr uns über unsere Gefangene mitzutheilen?

— Ich? der ich sie niemals gesehen habe?

— Ihr beharrt also bei Eurem thörichtem Systeme, und Ihr erklärt abermals, die Person nicht zu kennen, nach welcher Ihr bei Eurem Eintreten in diesen Gasthof so heftig fragtet?

— Wie? — Die Reisenden in dem gelben Wagen — die blonde Dame, welcher ich von Lons-le-Saulnier aus folgte! ist — die Königin von Frankreich! — Oh mein Himmel!

— Bürger! rief der Präsident mit einer fürchterlichen Stimme, ich glaube gar, Ihr wollt Euch über uns lustig machen. Wißt Ihr wohl, daß wir die Mittel in Händen haben, Euch eine solche Anmaßung schwer empfinden zu lassen?

Der Chevalier hörte diese Drohung nicht, denn noch ehe sie ausgesprochen war, hatte die heftige Gemüthsbewegung ihm den Gebrauch seiner Sinne geraubt. Der Ausschuß faßte den Beschluß, daß man, da aus diesem Manne nichts herauszubringen sey, sich darauf beschränken müsse, ihn als Gefangenen zurückzubehalten. Nachdem das Schicksal des Chevalier auf diese Weise entschieden war, verfügte sich der Maire, in Begleitung seiner Ráthe, zur Königin, um sie von dem Beschlusse, den man über sie gefaßt hatte, in Kenntniß zu setzen.

— Unser Sekretair, sagte der Redner, ist so eben beschäftigt, ein Schreiben an die Nationalversammlung aufzusetzen. Sie bleiben, bis zur Rückkehr der Stafette, welche in einer Stunde abgeht, hier in Haft.

— Sehr wohl, erwiderte die Königin, ich habe aber auch an die Nationalversammlung geschrieben; hier ist mein Brief, Sie werden, meine Herren, die Gefälligkeit haben, ihn mit dem Ihrigen abzusenden.

— Sehr gern. — Bis wir Antwort von Paris erhalten, sind von den dreißigtausend Livres, die wir bei Ihnen gefunden haben, täglich sechsunddreißig zu Ihrer Verfügung gestellt, und vierundzwanzig zum Unterhalte des Mädchens bestimmt, welches Sie begleitet, so wie des jungen Menschen, der sich bei Ihnen eingefunden hat.

— Des jungen Menschen? Ich wette, das ist dieser unglückliche Chevalier Des Maillettes.

— Das ist allerdings der Name, den er angenommen hat, wir lassen uns aber durch diesen falschen Namen, hinter welchem sich ohne Zweifel einer der vornehmsten Hofbeamten verbirgt, nicht täuschen. Uebrigens

unterliegt es keinem Bedenken, daß dieser Herr sich Ihnen vorstelle, und wenn Sie es wünschen, wird man ihn heraufkommen lassen.

— Ich willige ein, erwiderte die Königin, indem sie mit einem würdevollen Winke hinzufügte: Ich entlasse Sie, meine Herren.

Wenige Augenblicke darauf trat Des Maillettes blaß und zitternd ein. Die Königin empfing ihn mit einer freundlichen Hoheit; er warf sich ihr zu Füßen, ergriff die schöne Hand, die ihm dargereicht wurde, und brachte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

— Können Eure Majestät, sagte er, mir die Verwegenheit verzeihen, mit welcher ich Ihnen gefolgt bin? — Nur die Unwissenheit, in der ich mich befand, kann mich entschuldigen.

— Ich verzeihe Ihnen, mein Herr; ich will Ihr Benehmen für nichts Anders halten, als für eine innige Anhänglichkeit an meine königliche Person.

— Setzen Sie, gnädigste Frau, diese Anhänglichkeit auf die Probe; die größten Gefahren sollen mich nicht zurückschrecken, wenn ich mich nur Ihrer Gnade würdig bezeigen kann.

— Nun wohl, Chevalier, Sie sollen auf die Gelegenheit, Ihren Eifer zu entwickeln, nicht lange warten; die Stadt ist in Aufruhr, und der Pöbel drängt sich unter den Fenstern dieses Gasthofs. Sagen Sie diese Leute, welche mich mit ihrem Lärmen belästigen, fort.

(Beschluß folgt.)

Aus Marcell's Tagebuche.

Mitgetheilt von Karl Uchner.

Aus einem schlechten Schriftsteller kann noch ein guter Kritiker werden, weil die Fähigkeit zur Beurtheilung fremder Geisteswerke nicht durch eigne Productionsfähigkeit bedingt ist. Doch sollte die Betrachtung, daß tabeln leichter ist als besser machen, manche Kritiker vor Uebermuth bewahren.

Schmeichelei stößt entweder ab, oder sie weckt und nährt die Eitelkeit. Lob regt den Ehrgeiz an.

Die Schwachheiten hochgehaltener Personen betrachtet die niedere Menge gern durch ein Vergrößerungsglas.

G n o m e.

Auf wiegenden Armen trägt sanft die Natur
Ihre schlaftrunk'nen Kinder zu himmlischer Flur.

Robert Köhler.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

Es ist kein Paradoxon, wenn ich sage, der „Beobachter an der Spree“ ist das am besten redigirte Journal, das ich kenne; ich wage diese Behauptung auf die Gefahr hin, sie von Leuten lächerlich gemacht zu sehen, die ihre geistige Subsistenz von der Sylbenstecherei haben. Ich wage diese Behauptung, weil sie wahr ist, denn kein Blatt befriedigt die Anforderungen seines Publikums so ganz vollständig, als der „Beobachter an der Spree,“ und was viel mehr ist, kein Blatt übt einen so starken Einfluß auf die Gesinnung und Gesittung des Publikums, als eben wieder der „Beobachter.“ Dieß Letztere ist vielleicht jetzt nicht mehr ganz in dem Maße der Fall als früher, und zwar deshalb, weil durch die neuern Volksblätter dem „Beobachter“ derjenige Theil des Publikums entzogen worden ist, auf den sich am stärksten moralisch einwirken läßt; dieß ist bei der *ima plebs*, wie Sie wissen, eben nicht der Fall, und grade diese ist, wie gesagt, der alten Fahne fast allein treu geblieben. Ausgeübt übrigens hat der „Beobachter“ diese starke moralische Influenz hauptsächlich durch sein inniges Anschmiegen an das Volksleben, durch höchst treue und charakteristische Darstellungen von Vorfällen aus diesem Leben, durch eben so wahre und sichere Schilderung von Charakteren, deren Originale Jedermann kennt, oder zu kennen glaubt, und dieß Alles oft im Idiom des Berliner's, immer aber in einer sehr wohlgetroffenen Volkssprache, in einer launigen, oft ächt humoristischen Form, und dabei stets mit klar daliegendem didaktischen Zweck. Diese kleinen satyrischen Erzählungen sind als Satyren oft wahrhaft musterhaft. Hat sich irgendwo an einem Vergnügungsort oder selbst im Familienleben etwas zugetragen, das gezeifelt oder lächerlich gemacht zu werden verdient, so können Sie mit Sicherheit darauf rechnen, den Vorfall am nächsten Freitag im „Beobachter“ so referirt zu finden, daß die Nuganwendung in der Art der Darstellung selber liegt. —

Es ist außer allem Zweifel, daß die Popularität, welche ein bekannter hiesiger Schriftsteller bei den Berlinern gewonnen hat, nicht bloß aus der ausgezeichneten Geschicklichkeit hervorgegangen ist, welche dieser Literat besitzt, Charaktere und Scenen aus dem Berliner Volksleben höchst lebendig und wahr in dem Idiom unseres Pöbels zu schildern, sondern auch, und zwar hauptsächlich, aus dem Durst, mit welchem der Berliner sich nach solchen Schilderungen sehnt, weil solche Schilderungen ihm durch den „Beobachter“ zum Bedürfnis geworden sind. Verlangen Sie den Beweis? Wohl an, denken Sie daran, daß das Königsstädtische Theater monatelang an den Abenden fast gestürmt ward, als der berühmte unsterbliche „Kante Strumpf“ — der 25 Mal aufgelegt — über seine Bretter ging. Indessen ist nicht zu läugnen, daß die Constitution der Zeit, oder wenn Sie wollen, die wachsende Intelligenz in einem Theile unserer Einwohnerschaft den Wunsch nach einer periodischen Lektüre edlerer Art rege gemacht hat. Zum Theil ist dieser Wunsch künstlich erzeugt, oder doch gesteigert worden, und zwar eben durch die Entstehung neuerer Blätter, die, dem nivellirenden Streben unserer Zeit sich anschmiegend, ein vornehmeres Air annehmen, und sich neben die höhere periodische Belle-

tristik stellen, wie unsere Köchinnen sich durch Kleider von Zindelkattun und andere Toiletten-Kniffe zu vornehmen Damen herausputzen. Es herrschte hierin wie in Allem das Gesetz der Wechselwirkung. Die erste Anregung in dieser Rücksicht datirt vielleicht von der Zeit der journalistischen Thätigkeit Saphir's her, dessen „Schnellpost“ und „Courir,“ wie Sie wissen, eine sehr große Popularität genossen. Genug, die beau monde unserer Kleinbürger wollte den „Beobachter,“ den theuren, nur noch im Geheimen lesen, wie die Philosophen die Scott'schen Romane, öffentlich aber wollte man ein fashionables Blatt. Nun schossen die fashionablen Blätter wie Pilze aus der Erde, alle aber kamen hektisch auf die Welt, oder wurden todtgeboren, oder starben in zartester Jugend an den Kinderkrankheiten, die meistens am hitzigen Wasserkopf. Endlich trat Herr Schwarz mit dem „Ersten vaterländischen Pfennigsblatt“ auf, das schnell beliebt ward und eine große Ausbreitung gewann. Zunächst verdankte es diesen Erfolg der Klugheit des Herrn Redakteurs, der in der ökonomischen Einrichtung seines Blattes sich den „Beobachter“ zum Muster nahm, in sofern nämlich, daß er ebenfalls die wöchentlichen Sterbelisten, die „Ereignisse in Berlin und seiner Umgebung“ u. gleich dem „Beobachter“ lieferte; hiermit war ein täglicher Geschichtskalender verbunden, der dem Datum entsprechende Aphorismen aus der Geschichte brachte, und endlich eine „Räthselotterie,“ die monatlich 4 Preisräthsel aufgab, und für diejenigen, welche die Räthsel lösten, kleine in Glas und Rahmen gefaßte Kupferstiche als Gewinn brachte. Hätte das „Pfennigsblatt“ — das monatlich nur 2½ Gr. kostete, auch wie der „Beobachter“ humoristische und satyrische Schilderungen aus dem Volksleben geliefert, und mit seinem historisch-didaktischen Zweck eine unterhaltende Novellistik verbunden, so würde es vielleicht den „Beobachter“ verdrängt und dessen Stelle eingenommen haben. Leider aber wurden die Rücksichten der Redaktion bald fast nur äußerliche, und sie schien zu glauben, daß die Räthselotterie und Bilderbeilagen, die sie meist recht passend wählte, den immer mehr sinkenden geistigen Gehalt des Blattes aufwiegen werden. Das aber war ein Irrthum; das Publikum wollte mehr; der Wunsch nach einem guten Volksblatt war rege geworden, und ein fähiger Redakteur hatte eine wohlgeebene Bahn. Herr v. Puttkammer betrat diese, indem er den „Volksfreund“ gründete, und man muß gestehen, daß er die Redaktion seines Blattes mit vieler Einsicht und Verständigkeit leitete. Der Beweis dessen was ich sage, ist der Erfolg, den Herr v. Puttkammer erreicht hat, da der „Volksfreund“ fast 25000 Abonnenten zählt. Die Hauptmaxime des Herrn v. Puttkammer bei der Redaktion seines Blattes scheint die Vorsicht zu seyn, das sorgfältigste und ängstlichste Vermeiden alles Schlechten, einer rohen Polemik, des Unsittlichen, und alles Dessen, wodurch in neuerer Zeit die periodische Literatur sich markiren will und sich zu Grunde richtet. Es ist hauptsächlich die Wohlansständigkeit des „Volksfreundes,“ die demselben die Liebe des Publikums gewonnen hat. Herrn v. Puttkammer gebührt dabei das hohe Lob, daß er jeden Vortheil, den er erlangte, zum Nutzen seines Blattes verwendete; so stieg der Werth des Journals mit der Ausdehnung, die es gewann, und ist endlich zu der Höhe gelangt, auf welcher es jetzt steht, wo es sich, ohne daß es aufgehört hat ein Volksblatt zu seyn, neben die höhern belletristischen Journale, wenigstens in Bezug auf die Novellistik, ohne Scheu stellen darf.

(Fortsetzung folgt.)